

Sehr geehrter Herr Wehrbeauftragter, sehr geehrter Herr Botschafter, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kameradinnen und Kameraden,

man kann diese Frage stellen: Warum spricht ein Schauspieler zum Thema PTBS?

Ich antworte mit einer Gegenfrage: Warum sollte ein Schauspieler nicht über PTBS sprechen?

An meiner Stelle könnte selbstverständlich auch ein Musiker oder Maler, ein Bäcker oder Klempner, ein Manager oder Ingenieur, ein Lehrer oder Ladenbesitzer stehen. Uns alle würde einen, dass wir keine Betroffenen sind und auch keine Fachleute. Also haben wir auf diesem Podium eigentlich nichts verloren?

Haben wir doch, denn uns eint noch ein weiteres, schwerwiegendes: Wir tragen Verantwortung.

Verantwortung für PTBS-Erkrankungen deutscher Soldatinnen und Soldaten.

Wir sind alle Staatsbürger. Wir wählen Abgeordnete und diese Abgeordneten entsenden durch ihren Mehrheitsbeschluss Soldaten der Bundeswehr in Einsätze. In diesen Einsätzen werden die Soldaten mit Erlebnissen konfrontiert, die sie tief erschüttern. An Leib und Seele verwundet kehren viele aus ihnen zurück. Ihr Leid und dessen Folgen gehen uns alle an.

Im vergangenen Jahr hat der Saarländische Rundfunk einen Tatort mit dem Titel „Heimatfront“ produziert, der im Januar 2011 ausgestrahlt wurde. Seine Entstehungsgeschichte ist durchaus symptomatisch für den Umgang unserer Gesellschaft mit der Tatsache, dass Soldaten der Bundeswehr kämpfen und töten, im Kampf verwundet werden und sterben.

Am Anfang der Stoffentwicklung stand eigentlich nur die Idee, einen Mord durch einen Schuss aus relativ weiter Entfernung stattfinden zu lassen. Im Laufe unserer Diskussionen über

Distanzschüsse, Snipermorde und ähnlich blutige Themen, die man als Kreativer, der nie in Lebensgefahr war, so locker auf den Tisch legt, spekulierten wir auch darüber, wer denn überhaupt in der Lage ist zu solchen Schüssen. Und als der Beruf des Soldaten in der Aufzählung erschien, nahm der ganze Vorgang eine neue Richtung, bekam die Stoffentwicklung einen gänzlich neuen Impuls.

Die „Technik“ des Mordes geriet in den Hintergrund, denn wir hatten etwas viel wichtigeres entdeckt: Mit einem Krimi über Soldaten, die mit traumatischen Erfahrungen aus dem Afghanistaneinsatz und ihrer Rückkehr ins Zivilleben nicht zurechtkommen, hätten wir die Chance, ein gesellschaftlich relevantes Thema zu einem recht frühen Zeitpunkt aufzugreifen und vor allem hätten wir als saarländischer Tatort auch einen tiefen emotionalen Bezug zur Thematik.

Denn die Fallschirmjäger der Luftlandebrigade 26, der „Saarlandbrigade“, gehören zu den am meisten mit der Einsatzrealität konfrontierten Soldaten der Bundeswehr. In jeder Form, auch der schlimmsten. Erst im Januar dieses Jahres hat die Brigade wieder 640 Soldaten nach Afghanistan verlegt.

Doch das weitere Arbeiten an dem Stoff ging lange zäh vonstatten. Aus einem ganz einfachen Grund: Es fällt deutschen Kreativen unendlich schwer, sich der Bundeswehr und ihren Soldaten anzunähern. Grund dafür sind in erster Linie Vorurteile. Aber auch eine durchaus ehrenwerte Haltung gegen Krieg und Gewalt mit kapitalismuskritischen Farben und das Misstrauen in die Lauterkeit der Entscheidungen über die Beteiligung an Auslandseinsätzen spielen eine Rolle. All das manifestiert sich ausgerechnet an den Menschen, die in erster Linie die Konsequenzen dieser Entscheidungen tragen: den Soldaten.

Dennoch wissen wir Medienprofis, dass sich aus diesen Realitäten der veränderten Welt, aus den Geschehnissen während dieser Einsätze Geschichten generieren lassen, die alles in

sich tragen, was eine Geschichte erzählenswert, ja groß macht: Gefahr, Tragik, hohe Ziele, deren Erreichen von immensen Hindernissen erschwert, von Rückschlägen fast unmöglich gemacht wird. Und vor allem Menschen, die sich all dem aussetzen, über sich hinauswachsen. Die Entbehrungen auf sich nehmen, ihre Familien zurücklassen in täglicher Angst um das Leben der Fortgegangenen. Menschen, die dann tausende Kilometer entfernt unermüdlich Dienst tun. Dienen. Um den erteilten Auftrag zu erfüllen, riskieren sie ihr Leben, ihre Gesundheit. Und nicht wenige verlieren eines davon in diesem Dienst.

Wir professionellen Erzähler wissen, dass es tausende von großen und kleinen Geschichten hinter den Einsätzen gibt. Wir ahnen, dass Worte wie Kameradschaft, Tapferkeit, Durchhalten in dieser Extremsituation mit so tiefer Bedeutung erfüllt werden, wie wir friedlich vor uns hin lebenden Zivil-Deutschen uns das kaum vorstellen können.

Davor schrecken wir zurück.

Und davor, dass diese Soldaten der Bundeswehr, die wir als Anachronismus wahrzunehmen uns angewöhnt haben, so wie wir auch große Worte als Anachronismus sehen, dass diese Soldaten in ihren schwersten Augenblicken Trost finden im Miteinander und im Leben dieser Worte, im Glauben an den Sinn ihres Auftrages. Dass sie gerettet werden, weil der Soldat neben ihnen sein Handwerk beherrscht und sich um den Kameraden sorgt. Dass sie im Lager an sieben Tagen die Woche ihre Arbeit machen, damit alles läuft, alles gut geht, damit sie die Erfüllung des Auftrages voranbringen und wieder nach Hause kommen.

Vielleicht ist es doch ein bisschen Neid auf die Größe der Aufgabe, der für den Abstand sorgt?

Vielleicht wollen wir uns den Realitäten dieser Soldaten einer Bundeswehr im Einsatz nicht stellen, weil kommode Gewissheiten dadurch erschüttert würden?

Es dauerte jedenfalls lange und brauchte einige Diskussionen über die zu Anfang extrem unrealistische erzählerische Behandlung des Biotops „Bundeswehr“ im Drehbuch, bis die Autoren sich dazu bewegen ließen, eine Kaserne der Luftlandebrigade 26 aufzusuchen und dort mit Soldaten zu sprechen, die in Afghanistan waren.

Und dieser erste Besuch änderte alles.

Denn plötzlich gelangte das Wort „Respekt“ in die Diskussion. Respekt, der den Soldaten gebührt für die Belastungen.

Respekt, der ihnen in nicht ausreichendem Maße von uns Mitbürgern bezeugt wird.

Respekt, der vielleicht gerade denjenigen Soldaten viel geben würde, die nicht heil zurückkommen, sondern an Leib und Seele verwundet.

Ich weiß wenig über PTBS und deren Behandlung, aber eines habe ich gelernt: Für eine gute Prognose in der Therapie wird ein Faktor als extrem wichtig erachtet – die soziale Unterstützung. Und das meint nicht Geld, oder Fördermaßnahmen, sondern schlichten Zuspruch. Zuhören. Verständnis. Eine Schulter zum Trost, eine Umarmung zur Aufmunterung. Die überzeugende Botschaft, dass der erschütterte Mensch eigentlich gesund ist, in dem Sinne, dass seine Seele natürlich reagiert auf ein unnatürliches Erlebnis.

Dass er leiden darf unter seinen Erinnerungen, dass er keine Schuld trägt. Dass wir ihn respektieren für das, was er im Auftrag unseres Parlaments auf sich genommen hat. Und dass wir froh sind, ihn wieder in unserer Mitte zu haben.

Gegen Ende des Tatorts sollte laut Drehbuch einer der jungen Soldaten einen Satz sagen, über den wir am Set länger diskutiert haben. Es gab – nicht unbegründet – Bedenken, dass er zu pathetisch sein könnte. Andererseits liegt ja genau hier ein Teil des Problems. Man kann Erlebnisse, die Soldaten im Kampf haben, die Entbehrungen des Lebens im Einsatz, den Schmerz der Erinnerungen und die Enttäuschung über das

Desinteresse, das einem zuhause entgegenschlägt eigentlich nicht ohne ein gewisses Pathos schildern; das macht uns angeblich postheroischen Menschen den Umgang damit so schwer. Die Entscheidung über den Satz wurde letzten Endes dem Darsteller des Soldaten überlassen, Friedrich Mücke. Und er sagte ihn. Er sagte ihn erregt, verzweifelt, weil die Situation seiner Figur das erforderte, aber er sagte ihn dennoch ganz einfach und aus der Herzentiefe des Oberfeldwebels, den er spielte.

Es war dieser Satz:

„Warum sagt niemand: Das sind unsere Männer?“

Nach amerikanischen Statistiken war unter Veteranen des zweiten Weltkrieges eine deutlich geringere Quote von PTBS festzustellen – auch wenn das damals noch nicht so hieß – als unter den Soldaten, die in Vietnam gekämpft haben. Sicher war man in den Vierzigern noch nicht so weit mit der Forschung zu diesem Thema und sicher wurden die seelischen Folgen von Kriegstraumata auch noch stärker verdrängt, dennoch ist es auffällig.

Und *eine* Erklärung dafür scheint zu sein, dass die GIs, die in den Kampf gegen Hitler zogen, als Helden zurückkehrten, als die „Greatest Generation“, während die Vietnamkämpfer sich für den als ungerecht erachteten Krieg, in den sie geschickt wurden, schämen mussten.

Ich glaube nicht, dass irgendein Soldat der Bundeswehr nach seiner Rückkehr aus dem Einsatz als Held gefeiert werden möchte. Und sicher hilft es keinem an PTBS leidenden Soldaten, wenn man ihm bei einer Parade zujubeln würde oder ihm eine Medaille verleiht. Er braucht Behandlung, Aufmerksamkeit und Zeit, um vielleicht wieder in Ordnung zu kommen. Hier steht zuvorderst der Dienstherr in der Verantwortung und die nimmt er, soweit ich das sehe, auch immer besser wahr.

Aber wir alle können helfen, die verwundeten Seelen zu heilen.

Indem wir aufhören, die Soldaten im Alltag zu ignorieren.
Indem wir aufhören, Ihnen irgendeine Schuld zu geben, und sei es nur unterschwellig.
Indem wir anfangen, uns für sie zu interessieren. Indem wir anfangen, ihnen hin und wieder zu danken.

Man kann aus vielerlei Gründen gegen Auslandseinsätze der Bundeswehr sein. Politische Gründe, moralische. Es ist unsere Pflicht als Bürger in einer Demokratie, unseren Abgeordneten und unserer Regierung genau zuzusehen bei ihren Entscheidungen und unsere Meinung dazu deutlich kund zu tun. Es darf und muss Demonstrationen gegen Auslandseinsätze geben, es darf und muss Bürger geben, die entweder alle Einsätze kategorisch oder nur bestimmte Einsätze aus konkreten Gründen ablehnen.

Es darf und muss Bürger geben, deren Pazifismus so unbedingt ist, dass sie die Armee und den Soldatenberuf abschaffen möchten.

Aber.

So lange wir eine Armee haben und so lange Soldaten dieser Armee in unserem Namen in lebensgefährliche Einsätze geschickt werden, solange haben diese Soldaten ein Recht auf unser aller Mitgefühl, unser aller Solidarität und darauf, dass sie sich für die Erfüllung ihrer Pflichten nicht rechtfertigen oder gar schämen müssen.

Denn sie sind *unsere* Soldaten, ob wir eine Armee wollen oder nicht. So wie auch Abgeordnete, die wir *nicht* gewählt haben, dennoch *unsere* Abgeordneten sind. So wie parlamentarisch legitimierte Gesetze, die uns persönlich nicht in den Kram passen, dennoch *unsere* Gesetze sind, an die wir uns zu halten haben.

Das ist Demokratie. Und, in Bezug auf unsere Soldaten, menschliches, menschenwürdiges Miteinander.

Nicht mehr, aber auch nicht weniger.